

Hermann Aellen

Die Lawine von Gurin

Historischer Roman
aus dem Tessin

Bearbeitet und mit
Ergänzungen versehen von
René P. Moor

Edition Wanderwerk

I

Ein schwarzes hässliches Mal aus sommerhellem Antlitz grinste das langklaffende Maul des dünnen Lawinenschlundes ins enge Hochtal. Aber im Winter war es gestopft mit weisser kalter Wolle und glatt bedeckt, trügerisch funkelnd im Sonnenglanz des toten Tages, aufbrüllend im Erwachen des Föhnwindes.

Ein schwarzes hässliches Mal im warmen Lächeln des Dorfbildes von Gurin war die düstere Steinhütte des Giacomo am Berg, hart am Talaustritt des Lawinenganges. Aber wie das Glöckleinklingen eines Zickleins im Junggras und wie das Bächleinspringen des Bergquells war das Sprühteufelchen die Anitta, das Kind des Alten.

Nicht der Herren Eidgenossen Vogt regierte im stillen Dorfbann dieses hinteren Weltenstübleins, auch nicht der Pfarrer Anselmo, so wenig wie der Schulmeister Albino und noch weniger das Lachen des Lebens, wie es aus den runden Backen der Anitta kam. Da hatte den Gurinern der Weltenmeister über den Wolken einen Regenten und Statthalter gesandt, einen mit einem starken Herzen und kühlen Kopf, mit sehr langem Arm und mit einer allgewaltigen Stimme, die erzene Tore aufgesprengt hätte. Das Dorf im engen Felsenbett der Berge hielt die

Bodenalplawine in Bann. Nicht asthmatmig zwar, nur wie einer, der mit breitem Richtschwert ruhig über den Parteien sitzt und ihr Tun nicht hindert, nur bewacht, um dann auf einmal mit einem kurzen Donnerwort dazwischenzutreten, in göttlichem Zorn aufzuflammen und eine kleine, niedrige Welt zur Ruhe zu legen.

Im Sommer das schwarze hässliche Mal im hellen Antlitz des irdischen Höhenlandes, im Frühjahr das totenweisse Schrecknis eines Gottesgerichts, das war die Bodenalplawine zu Gurin, bald in sich gekehrt, mit schwachem Auge, bald herausfordernd und drohend schwer über dem Dorf lauernd, aber mit Unerbittlichkeit ein eisiger Gast, Jahr für Jahr.

Ein stattliches Trüpplein schwarzer Lärchenholzhütten duckte sich zuunterst am Talhang um den dicken Turm der Kirche, eng und untrennbar wie die Finger einer Hand nebeneinander. Man hätte meinen mögen, die kleine Menschenwelt in diesen kleinen niedrigen Stuben und schmalen Gassen sei eine einzige verbrüdete und verschwägerte Dorffamilie mit einem Herzen, und nur der Giacomo Zumsteg halte sich seitab und abgesondert am oberen Hang. Verschwägert und verbrüdet waren die von Gurin, die Zumbühl, Zumbrunnen, Andermatten, Imboden, Amstutz, Elzi, Mattli und Zertannen freilich, aber denselben Weg gingen sie im Leben nicht. Es war, dass der eine seiner Tage Brot auf der Grossalp, der Alpe Grande, wie die glücklicheren Italiener tessiner in

der wärmeren Sonne im tieferen Lande sagten, erschaffen ging, und der andere sein Schmalvieh entgegengesetzt auf den Geissenfluhberg über der Kapelle der Maria zum Schnee trieb. Ihr Auseinandergehen war Mühsen, ebensogut als das Vereinigtsein der Toten an der Kirchhofmauer. Einmal traten sie dann alle, die deutschwaliser Bauern, die vor grauen Jahren denselben Weg über die Berge aus dem Pomatt herübergestiegen kamen, auch denselben Weg zum letzten Stück Erdbesitz an mit gläsernen Augen und gestreckten Beinen. Da hielten sie stille und sehr gerechte Teilung. Jeder erhielt genau abgemessen ein gleichgrosses Flecklein Erdreich zum langen Schlaf. Eng und ausgerichtet rückten sie zusammen, die Toten von Gurin, enger wie sonstwo noch, um nicht den Lebenden im Tod noch zuviel des kostbaren Wiesenslandes wegzustehlen.

Der Winter hielt das Leben in Gurin in der Starre, nur dass das Viehbesorgen des Morgens und des Abends ein schwaches Tagwerk für die starke Bauernsamer war und dass das Hochzeiten, Gebären und Sterben in die stille Jahreszeit verlegt wurde. Stieg aber der Sommer, spät genug, in das magere Bergland mit lachenden Augen und hellem Singen und einem Wärmehauch, der Leben hiess, da griffen die Guriner zu Sense und Gabel und zum Kuhstrick, buckelten die Hutten und strebten willenswach und mit rührigen Händen auseinander zum schweren Werk auf der Alp. Kein Juhschrei und kein Jodelgesang

verkündete frohe Arbeitslust auf diesen Bergen, denn rauer war die Luft im Gurinertal und dürrer der Boden als im Saftgrün breiter Wiesenalpen. Das reichte, wenn es hoch ging, bei strenger Arbeit und kühlem Rechner-sinn knapp für die Ziegenmilch und den Magerkäse zum Trockenbrot im Sommer und dann, o Schleck, für ein Hammenbein im Winter.

Die Guriner im Felsenloch hatten ihren besonderen Kalender. Der teilte sich in drei Monate Sommer und in neun Monate Winter. Zu neun Monaten durfte Gurin die Sonne zumindest am Himmel wähen, aber durch drei Monate versagte sie dem Dorf das kleinste Lächeln. Sommer- und Arbeitsfronbeginn kündigte im Kalender nicht Mondwechsel oder Sonnenwärme an und nicht der Monatsname, wohl aber der lange weisse Lawinenzeiger am Hang der Bodenalp. Rumpelte die Lawine zu Tal, dann erschütterte sie die Hütten im Grund zum Sommerleben. Die lag manchmal mit stierem, zum Tal gesenkten Blick unbeweglich unerforschlich lang über dem Dorfe bis in den Heumonat hinein.

In diesem Jahr, als der Guriner Chronikschreiber, der Albino, ein steifes, sorgenvolles 1794 aufs neue Blatt schrieb, hatte sich die Bodenalplawine mit ihren schwächeren Schwestern an der anderen Bergseite frühzeitig, im Mai schon, vom Grund gelöst und war, wie jedesmal, willig in die Wasserarme des Talbachs gefallen. Hochauf türmte sich der Schnee darin, aber das

Bachwasser frass sich rasch in den Lawinenbauch, sog ihn aus, und über wenigen Föhntagen lag der Guriner Wintergott kläglich zerronnen im langen Alpenvorlandsee des Tessins.

Das war schön und recht so heuer. Aber da hat der Console, der Gemeindevertreter beim Vogt zu Cevio und einzige Dorfwirt, der weissalte Stoffelpietro, prüfend die Nase in die Luft gestreckt und warnend erklärt:

«Das ist eine Pfingstlaue¹ heuer, nicht zum Guten. Auf den frühen Schneeabsturz kommt die späte Grundlaue mit Erdrutsch und Wassernot dann, sag' ich. Ist nicht zum Guten, eine Pfingstlaue nun einmal ist nicht zum Guten, dass ...»

Die in der Gaststube, mit dem einen Fenster auf die Bodenalp hinaus, die drei Weinschlückler, hatten am selben Gedanken gesponnen und kein Wort der hoffenden Einrede gewagt.

«Ei der tausend», entfuhr es da dem Stoffel, der noch am Fenster stand und wie ein Sperber unter die schwarze Erdwunde am Bodenalphang hinausäugte, «da hat sich der Giacomo beizeiten an die Nesslerarbeit gemacht, der Raggeri² der.»

Die anderen, der Schulmeister Albino mit dem immer trockenen Hals, den er vom Schulstubenstaub her hatte, der arme Zinsbauer Zertannen mit dem schwachen Rücken und der Luftibus und Tunichtgut, der Carlo Elzi mit dem lustigen Hahnenfederlein am Filz, diese drei waren

auf das neue Wort des Stoffelpietro hin herzugetreten und hatten sich vergewissert, dass er recht sah. Jetzt schrittelte auch das Meitli³, die Anitta, aus der rauchschwarzen Tätschhütte mit dem einen seitlichen Fensterauge und dem schielenden Grinsgesicht den Katzenprungweg zum Lauischrund. Sie schien an sich selber nicht schwer zu tragen, während der Alte schwerbeinig Fuss vor Fuss setzte und mühsam an der Schaufel trug, als ob es ein Zentnergewicht wäre.

Die flinke leichte Hand der Tochter führte den Eisenrechen wie ein lustiges Schreiberlein den Federkiel, fuhr in das Lawinengeröll im verfaulten Gras und liess einen Stein über den anderen holterpolter hinunterpurzeln. Den possierlichen Sprüngen schaute die Anitta vergnüglich nach.

Aber der Alte, der Giacomo, schaufelte mit der lahmen Kraft des Sechzigers im schlammigen Schutt und steinigen Geschiebe zuoberst im Magerberg. Gut, dass er der Anitta und ihrem Übermut den Rücken kehrte und deren Narrenposen nicht sah.

Man hätte meinen können, es müsse ihm das Blut zum Herausschwitzen bringen, so schaffte der Giacomo Zumsteg.

«Ist halt doch ein Hudel mit seinem Steinberg, der Giacomo. Kann es ihm nicht einmal verdenken, wenn er teufelssüchtig und hartbockig ist und uns seine Bärenklauen zeigt. Bei ihm heisst es, ein Fass zusammen-

schwitzen für einen Fünfbätzer. Versteh' ihn wohl, den Giacomo, versteh' ihn wohl ... sitzt nicht umsonst mitten in der Gurinerwunde, im wüsten Lauifleck, muss alleweil mit seinem Schaufeleisen darin herumrühren ...»

Das wortete der Stoffelpietro mit schlecht geheucheltem Mitleid. Aber die drei am Doppellitertisch kannten ihn, und der immer ein gewetztes Maul hatte, der hahnenfedrige Carlo, meinte zwischen zwei Lachsalven:

«Du bist gut, Stoffel, du siehst des andern Unglück, hä, weil du selbst ein dicker Hase neben mageren Füchselein bist. He, Stoffel, ist es nicht so? Wir sind alle Hudel, Stoffel, nur du nicht! Und der Giacomo ist nicht einmal am schlechtesten dran. Hat ein anmachiges Meitli. Ist lebendiges Kapital das zu seinen Schulden.

Was weisst du, Stoffel, ob nicht noch ein Jäger aus dem Unterland in Anittas Pfersichhaut beisst... hä, hä. Zum Beispiel dem Vogt zu Cevio sein Schreiber, der junge Herr. Was meinst du Stoffel, der Giacomo wäre Hudel gewesen.»

«Hä, du Schläuling!», antwortete der Stoffel sogleich. «Meinst ich sehe nicht, dass du da irrlichtern willst. Ich will dir etwas sagen: Du natürlich bist kein Meitlijäger, hä, allweg nicht! Bist etwa eifersüchtig auf den Schreiberherrn zu Cevio? Tu nur nicht so, Carlo. Ich muss ja lachen!»

Und der Stoffelpietro lachte auch. Es kam ganz von unten herauf, denn dieses Lachen war echt an ihm.